



Gottesdienst am 22.02.2015

Hiob 2,1-10

Prediger/Predigerin: Pfarrer Rüdiger Mielke

Der für heute vorgeschlagene Predigttext (wir erproben eine neue Ordnung der Predigttexte) steht im Buch Hiob.

Und was den heutigen Text betrifft: das ist wirklich eine Erprobung, ein Experiment.

Und es würde mich interessieren zu wissen, ob das Nachdenken über solch einen Bibeltext für Sie hilfreich ist.

Doch zunächst zum Buch Hiob:

Angenommen, ein Mensch glaubt an Gott.

Er lebt lange Zeit glücklich und zufrieden.

Und Gott schenkt ihm Reichtum, Achtung und Glück:
ein gesegnetes Leben.

Erzählt wird, dass Hiob sieben Söhne und drei Töchter hat.

7000 Schafe, dreitausend Kamele, auch zahllose Eselinnen und Rinder nennt er sein eigen.

Er war reicher als alle, die im Osten wohnten.

Und er war ein Mann ohne Tadel und fromm.

Er suchte Gott zu gefallen und hielt sich von allem Bösen fern.

„Schlicht und gerade war dieser Mann, Gott fürchtend und vom Bösen weichend“ so übersetzt Martin Buber Kapitel 1, 1

Aber dann, eines Tages, mischt sich der Satan dazwischen.

Dreist tritt er vor Gott und spricht:

„Dieser Mensch glaubt? Ist das etwa ein Wunder?“

Er tut es ja nicht umsonst. Er hat ja alles, was er sich wünscht.

Aber ich wette: wenn man ihm alles nimmt, was er hat,
dann wird er sich von dir lossagen.“

Angenommen, Gott würde dieses Experiment zulassen.

Angenommen, Gott würde zulassen, dass dieser Mensch alles verliert.

Würde diese Mensch dann noch an Gott festhalten?

Würden wir dann noch an Gott festhalten?

Das Buch Hiob erzählt von diesem Experiment.

Es erzählt (rätselhaft und eigentlich befremdend) davon,

dass Gott dieses teuflische Spiel, diese Prüfung des Glaubens, zulässt.

Es behandelt in der Form dieser rätselhaften Geschichte die großen Fragen:

Warum müssen Unschuldige leiden?

Was ist der Sinn des Leidens?

Warum schweigt Gott?

Am Anfang verliert Hiob all seinen Reichtum. Seine Schafe und Kamele, seinen ganzen Wohlstand.

Dann, so erzählt die Geschichte, sterben ihm alle Kinder, alle auf einen Schlag.
Und Hiob sagt: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobt.

Jetzt können wir den für heute vorgeschlagenen Predigttext hören: Hiob 2
(ich lese eine neue Übersetzung von Irmgard Weth aus der Neukirchener Bibel)

Textlesung

Und jetzt – und wir? Was sollen wir mit dieser Geschichte machen?
Was kann durch diese Geschichte für uns deutlich werden?
Ich möchte drei Hilfen, drei Hinweise geben:

1. Schauen Sie doch erst einmal in ihr Leben, ob diese Geschichte Ihr Thema ist.
Was ist der Sinn des Leidens? Warum schweigt Gott?
Das sind die großen Fragen, um die es in dieser Geschichte geht. –
Sind das Ihre Fragen? Heute?
Oder gab es schon einmal Zeiten, in denen das schmerzlich und schwer Ihr Thema war?
Sicher, das Leiden Hiobs wird so umfassend, fast unwirklich und phantastisch geschildert, dass wir abwinken.
Nein, so etwas kennen wir nicht.
Aber: Leiden hat tausend Gesichter und es gibt kaum einen, der nicht wenigstens eins davon kennt.

Ich leide, weil ich Schmerzen habe; weil ich einsam bin; weil ein geliebter Mensch gestorben ist; weil ich eine Prüfung nicht bestanden habe; weil ich unheilbar krank bin; weil man mich lieblos behandelt hat; weil ich überfordert bin; weil ich mich überflüssig fühle;

Und wer im Vertrauen auf Gott lebt, hat dazu die Frage: Gott, warum hast du das zugelassen?
Warum ist das so? Wo bist du? Was willst du mir jetzt zeigen?

Wir meinen ja, ein gläubiger Mensch hat es im Leiden leichter als ein Nichtgläubiger; ihm hilft ja sein Glaube. Ist das wirklich so?

Ich provoziere mit der Behauptung: das Gegenteil ist der Fall.
Zu seinem Leid quält ihn die Frage: wie passt das zu meinem Glauben?
Die echten Fragen kommen erst kraft des Glaubens, hat einer einmal gesagt.

2. Ich möchte Sie fragen, wie Hiobs Reaktion, Hiobs Antwort auf das ihm zugestoßene Leid bei Ihnen auslöst.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt“ bekennt Hiob nachdem ihm aller Reichtum genommen und seine Kinder gestorben sind.

Und als er selbst mit Krankheit geschlagen in der Asche sitzt, da sagt er:
Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?

Hiob, der stille Dulder, das Musterbeispiel selbstloser Frömmigkeit.
„Hiob leidet als der Ruhm und Stolz Gottes“ –Hiob, der Musterschüler des Glaubens.

Zu fragen ist: sollen wir auch in unseren Leidsituationen, in den Rätseln unseres Lebens solch ein Musterschüler Gottes werden?

Haben wir in unseren Erfahrungen von Leid vergleichbar beten können?

Was sich in diesen Gebeten Hiobs zeigt, ist die Logik eines Glaubens, in dem ich anfechtungslos geborgen bin.

Ehrlich gesagt: so faszinierend ich das finde, es befremdet mich auch.

All das, was ich aus Notsituationen im eigenen Leben und im Leben anderer Menschen kenne kommt da nicht vor:

Es gibt keine Tränen, keine Trauer, keine Verzweiflung, keine Ratlosigkeit, keine Wut, keine Ohnmacht, keine Bitterkeit, da gibt es nur stille Duldung!

Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt.

3. Wie gut – und damit bin ich beim dritten Hinweis – dass das Hiobbuch weitergeht.

Wie immer man sich das erklären kann: Gleich im nächsten Kapitel lernen wir einen ganz anderen Hiob kennen, einen Hiob, der mit Gott ringt, der verzweifelt, ratlos, wütend ist und der das alles zulässt und vor Gott ausspricht:

Man traut seinen Augen nicht, wenn man liest:

Wie ein Sturzbach, so drang die Klage aus ihm hervor:

„Verflucht sei der Tag, da ich geboren wurde.

Jener Tag - er soll finster sein. Und Gott frage nicht nach ihm.

Warum schenkt Gott den Leidenden Licht?

Ich finde keinen Frieden mehr.

Und am Ende des Hiobbuches? Antworten auf die Leidfrage gibt es für Hiob nicht, aber eine neue Begegnung mit seinem Gott. Gott brach sein Schweigen, er blieb nicht stumm und Hiob kann bekennen:

Ich hatte dich nur vom Hörensagen gekannt, aber nun hat dich mein Auge gesehen. Was für ein Bekenntnis aus der Situation einer tiefen Lebenskrise.

Was für ein Versprechen für die Situationen, wenn wir die Rätsel und das Schwere des Lebens schmerzlich erfahren, wenn unser Lebenshaus eines geordneten Alltags zusammenbricht.

Von Psychiater Viktor E. Frankl stammt der Satz:

„Wie oft sind es erst die Ruinen, die den Blick freigeben auf den Himmel.“